

Michael Kohtes

# 365 Tage

Ansichten von K.

© Greven Verlag Köln GmbH 2012  
Lektorat: Johannes Kligen-Prötti, Düsseldorf  
Gestaltung: Thomas Neuhaus, Billerbeck  
Gesetzt aus der Akkurat  
Papier: Munken Lynx  
Druck und Bindung: Universitätsdruckerei H. Schmidt, Mainz  
Alle Rechte vorbehalten.  
ISBN 978-3-7743-0000-0

Detaillierte Informationen über unsere Bücher finden Sie unter:  
[www.Greven-Verlag.de](http://www.Greven-Verlag.de)

Am Waschbecken, vor dem Spiegel. Dieses merkwürdige Gefühl der Fremdheit, das sich paradoxerweise einstellt, wenn ich einen Moment zu lange mein Gesicht betrachte. Jene fast schamhafte Irritation beim stummen Blick auf das Selbst. – Wen überhaupt sehe ich da? Die Person, die ich in mir sehe oder die andere in mir sehen? Oder die keiner in mir sieht?

Meine Empfindung schwankt zwischen stimulierender Selbstzufriedenheit und der Einsicht *I don't make a difference*. Kaum erfüllt mich die narzisstische Lust, gemahnt eine innere Stimme daran, dass wir doch nur ein Furz im Universum sind. Bald schon wird es mir zu viel, und ich wende den Blick ab.

# JANUAR

1. Januar

»Prosit Paranoia!« – Null Uhr im Stadtgarten: Erst Shock and Awe zu Wiener Klassik, danach munter weitergeballert. Mit Lizenz zum Doppelschlag aus doppeltem Anlass: Freund Friedel feiert großes Jubiläum. Unten im Studio meint Martin: »Könnt ihr euch etwas Hundserbärmlicheres vorstellen, als fünfzig zu werden?« Irmi: »Es nicht zu werden.« – Darauf Illya: »Kinder, es gibt Schnee!«

So flattern wir in beachtlicher Flughöhe durch die rauchblaue Nacht. Und landen, der Himmel weiß wie, auf dem Friesenplatz. Köln 5 Uhr 30.

Mon Dieu! Unter dem Eindruck solcher Schädel freuden beginnt das neue Jahr also dort, wo das alte endete – am Schreibtisch. Bisschen in die Kladde gesudelt, aus dem Fenster geguckt und dabei der Gedankenflotte nachgehangen, die ein spontan aus dem Humboldtstrom des Bewusstseins gefischter Satz wie dieser erzeugt: »Kleinhirn macht auch Mist.«

4. Januar

Nachmittags vom Rudolfplatz mit der Linie 7 auf den Balkan, wie unser Vater die Gegend zwischen Porz, Troisdorf und Beuel zu nennen pflegte. Besuch bei Clara (»Jede Leiche hat ihren eigenen Geruch«), Designersärge angeschaut. Mein Favorit: eine cognacfarbene Pappeltruhe mit Stangenbeschlag, die dank der gerundeten Kanten von Ober- und Unterkasten ungemein elegant wirkt. Natürlich alles biologisch abbaubar, zumal das Innere. Clara, Sinologin und Ex-Museumsführerin, hat ihre Eltern nicht hängen lassen und nach einer Umschulung zur Bestatterin den Betrieb übernommen. Seitdem dürfen alte Freunde gelegentlich Probe liegen. – Beim Kaffee sagt Clara: »Vielleicht wan-

dere ich ja später doch noch nach Tibet aus.« – »Wieso?« – »Ich hab gelesen, wir sollen bald hundertachtzig Jahre alt werden.« – »Von wegen hundertachtzig: Wenn Mensch und Robotik erst mal so richtig verschmelzen, dann reden wir über Unsterblichkeit, Baby!« – »Mmh. Das wär natürlich tödlich fürs Geschäft.« – »Na, warten wir's mal ab. Unsterblichkeit ist ja bekanntlich nicht jedermanns Sache.« – »Stimmt. Der Tod ist zwar grausam, aber ein Leben ohne Tod?«

An der Bahnhaltestelle zwei Mädchen beim Abklatschspiel. Ich kann ihren Sprechgesang nicht recht verstehen und fordere sie auf, das Spiel zu wiederholen:

Als Susi noch ein Baby war – Bäh, bäh, bäh!  
Als Susi in die Kita kam – Meine Puppe, meine Puppe!  
Als Susi auf die Schule ging – Ich, Herr Lehrer, ich, Herr Lehrer!  
Als Susi eine Mutter war – O mein Baby, o mein Baby!  
Als Susi eine Oma war – Ach, mein Kreuz, ach, mein Kreuz!  
Als Susi auf dem Friedhof lag – Wo ist der Lichtschalter, wo ist der Lichtschalter?  
Als Susi in den Himmel kam – Oh, wie herrlich, oh, wie herrlich ...

Ob denn jeder von uns in den Himmel komme, will ich wissen. – »Alle kommen in den Himmel! Auch die Tiere!«

6. Januar

Bei meinem Friseur bedient mich heute die Neue, Swetlana, eine kleine, pausbäckige Blondine, deren Züge etwas Backfischhaftes haben, obwohl sie schon zweifache Mutter ist, wie sie mir beim Waschen erzählt. Swetlana ist Russlanddeutsche aus Kasachstan. Was mich erstaunt, denn in dieser Weltgegend hätte ich wohl Russen

vermutet, aber kaum mit deutschen Wurzeln. Zu Kasachstan fiel mir bislang nur die trostlos weite, menschenleere Steppe ein, über der die Raumkapseln der Sowjets niedergingen und wo Kosmonauten, indem sie nach ihrer Landung unversehrt aus der geöffneten Luke kletterten, als vaterländische Helden geboren wurden. Künftig werde ich mir dort Menschen wie Swetlana vorstellen, die unter einem mit Sternen gepuderten Nachthimmel davon träumen, ins gelobte Land ihrer Vorfahren auszuwandern, um hier so ahnungslosen Einwohnern wie mir von kasachischen Dörfern zu berichten, wo Großmütter ihren Enkelkindern aus Grimms Märchen vorlesen.



Ich denke daran, wie Wörter über die Grenzen wandern und sich in der Fremde oft erst allmählich emanzipieren. Im Vokabular meiner Mutter gab es noch Jeanshosen, Parmesankäse und Haarshampoo.

Aus der Biologie des menschlichen Verhaltens: Sie Herzen und sie Köpfe sich.

Oberbürgermeister Roters schimpft im *Express* auf die Führung seiner Abfallwirtschaftsbetriebe. Die hätten wieder zu wenig Streusalz ein-

gelagert und »in der schlimmen Schneenacht vom 13. auf den 14. Dezember« viel zu spät mit dem Schippen angefangen. Nichtsdestoweniger wünscht sich der OB, im neuen Jahr auch die Jugend für Politik zu begeistern: »Ich möchte immer wieder Jugendliche zu Besprechungen oder auch Fachkonferenzen ins Rathaus einladen.« (Wäre mir je die Idee gekommen, meine Jugend in einem Rathaus zu verschwenden, damals unter Kohl?) Wie auch immer, mit der Wahl ihres politischen Personals scheint diese Stadt einfach kein Glück mehr zu haben.

Apropos Abstieg. Der FC hat für die Rückrunde zwei Neue geholt. Der eine ist angehender Lehrer und soll, trotz Kurzsichtigkeit, die Abwehr verstärken; der andere, Slawomir Peszko, lebt angeblich mit vier Nieren, hat jedoch nach eigener Aussage »keine zu verkaufen.« Bei Lech Posen trug er den Spitznamen »Die Harnröhre«. Hier soll er nun für Druck nach vorn sorgen. Köln eben.



*Nebenan bei Weingarten:  
Wie alle rein rennen, wenn  
alles raus muss.*

Zum Scheuen Reh im Westbahnhof. Halali mit dem alten Kameraden van Rösschen. Heute Scheues Reh, gestern Blauer Bock, hier Heinz Schenk – und dort Heinz Erhardt: »Das Reh springt hoch, das Reh springt weit, warum auch nicht, es hat ja Zeit.«

7. Januar, Freitag

Die alte Frau Miebach von oben fragt mich am Briefkasten, ob ich's schon gehört hätte. »Nö, was denn?« – »Dä Decke Pitter hät singe Klöppel verlore!« – »Wie ist'n das passiert?« – »Anjeblich Verschleiß. Aachhundert Kilo es dat Deng schwer.« – »Aha.« – »Ävver ussjerechnet an Hillije Dreikönije! Esch dä scheefe Turm im Vringsveedel, dann dat Stadtarchiv un jetz dä Decke Pitter ...«

Vor dem Rewe erwartet mich Dieter nebst Schäferhündin Daisy mit einem fröhlich gelallten »Salve zusammen!«. Wenn Dieter nicht drogiert ist, sehe ich ihn dort den lieben Tag lang auf einem Stück Pappe sitzen und – lesen. Dann blickt er nicht mal auf, wenn es in seinem Becher klimpert. Seine »Privatbibliothek« füllt mittlerweile einen Einkaufswagen. Nach der Maxime Lesen und Lesen lassen gebe ich ihm manchmal alte Bücher, nicht aus Mitleid, sondern aus Solidarität mit Gutenbergs letztem Aufgebot.

Ist ein Hundehaufen ein Haufen Hunde? Das Spiegelei eine Spiegelei? – Und Fremdenverkehr Verkehr mit Fremden?



Der Winterräumdienst kann weiterschlafen, seit gestern macht das Tauwetter die Heinzelmännchenarbeit. So kommt man wieder vor die Tür und bei Gelegenheit eines Abstechers sogar in die byzantinisch durchflüsterte Romanik von Pantaleon. Fünf stille Minuten am Sarkophag meiner Kaiserin Theophanu. Was wären wir ohne unsere Migranten?

# FEBRUAR

## 1. Februar

In Ägypten geht's drüber und drunter. Die westlichen Regierungen in Schockstarre. Und alles fragt sich: »Wie geht's weiter?«



Wäre mir das auch an einem anderen Tag aufgefallen: »wo alles beginnt?«

Bei Millowitsch spielen sie *Bauer braucht Sau*. Ich erinnere mich daran, wie Frau Miebach mir einmal mit feuchten Augen von einer Begegnung mit dem alten Willy vorschwärmte. Allerdings gestand sie auch, dass sie seinen Vater, Peter Wilhelm, noch mehr bewunderte. Dieser habe sogar mal gegen den Kaiser gemillowitscht, derart kratzbürstig, dass sie ihn wegen Majestätsbeleidigung ins »Kaschöttche« steckten.

## 3. Februar

Die Lokalpresse in Hosiannastimmung: »Dreigestirn im Vatikan«. – Der Papst schäkert mit einer blonden Transe. Und kein Schwein merkt's.



20

Gestern, am Moscheebau, Menschenauflauf und Polizei. Drinnen wird Richtfest gefeiert, draußen, an der Venloer Straße, demonstrieren die Rechten. – Alle Konflikte dieser Welt spiegeln sich in Nippes, Kalk und Ehrenfeld.

Mittagspause am Alter Markt. Ich bestelle beim Kellner das Tagesgericht. »Sehr gern.« – Ich sage dem Taxifahrer, dass ich zum Manderscheider Platz muss. »Sehr gern.« – Dienstleister, meist Migranten, befleißigen sich neuerdings einer Höflichkeit, als gälte es, den traditionell muffigen Eingeborenen die Standards internationaler Umgangsformen beizubiegen. Andererseits gehen hier Service und Servilismus häufig nicht nur etymologisch Hand in Hand. Könnte es sein, dass derlei Kundenfreundlichkeit den zunehmend prekären Verhältnissen geschuldet ist, unter denen das Personal heute serviert?

Getränketermin im Spirits. An der Bar zwei brünette Quality-Cremeschnittchen in Sektlaune. (Ach ja, Süßwarenmesse!) Offenbar aus Wien: »KENNST DIE KONNI?« – »NA, DIE KONNI NET.«

In der Wohnung gegenüber, auf der anderen Straßenseite, brennt wieder Licht. Sie sitzt auch noch am Schreibtisch. Ich wüsste zu gern, woran sie arbeitet. Jetzt hebt sie den Kopf und schaut über den Bildschirm in mein Fenster. Ich versuche, ihre Augen zu fixieren. Doch es will mir nicht gelingen. Sie ist einen Deut zu weit weg, als dass ich ihrem Blick begegnen könnte. – Aber sie vielleicht meinem?

## 4. Februar

Es braucht ein wenig Mut zu akzeptieren, dass der Mensch es auf Dauer nicht aushält mit seinesgleichen. Um diese Tatsache zu verdrängen, gehen wir ständig unter Leute.

21

28. Februar, Köln

Meine Tierliebe hat Grenzen, und zwar dort, wo mein Balkon anfängt. Zwei Tauben sitzen auf dem Geländer, flattern kurz auf, wie um die Flügel zu lüften, dann hocken sie sich wieder hin und scheißen auf die Planken. Wo Loggia war, ist längst Latrine. By the way: übers Jahr allein in Köln 500 Tonnen Taubenkot! Und jeder, mit dem ich drüber rede, schimpft ebenso auf das Geflügel. Ich werde den Jagdschein machen.



Der als Plagiator enttarnte Verteidigungsminister auf allen Kanälen. So wird jede Woche eine andere Sau durchs mediale Dorf getrieben – Information als Opium fürs Volk. Unter dem Getöse der rasenden Ereignisse ist dem Betrachter alles einerlei: Dioxinskandal und Bankenkrise, Windsor-Hochzeit und Afghanistan, Ballacks Knie und Mubaraks Fall. Wo die Zeichen solchermaßen auf Sturm stehen, schwindet nicht nur das Gedächtnis, sondern auch die Empörungskraft. Die Abschaffung des Zoon politikon vollzieht sich in einer Weise, die mich an den diktatorischen Fortschritt glauben lässt.

Die Galerie Der Spiegel zeigt eine kleine Jubelausstellung zum Hundertsten von Albrecht Fabri, dem großen Kölner Unbekannten. Seine

Witwe, Ingeborg, erzählte mir einmal davon, wie stur sich dieser heitere Universalskeptiker, cliquenfern und quer zu dem, was gerade Zeitgeist war, an seine ästhetische Faustregel hielt: »Der Schriftsteller schreibt nicht, was er denkt, er denkt, was er schreibt.« Folglich beschäftigten ihn Weltanschauungsfragen so wenig wie die Atombombe; ihn plagten Kommaprobleme. Dies wiederum fand ich interessant, und so begannen meine langen Abende mit dem kurz angebundenen Sprachmeister Fabri:

»Andächtig ist, wer, wenn er Tee trinkt, Tee trinkt.«

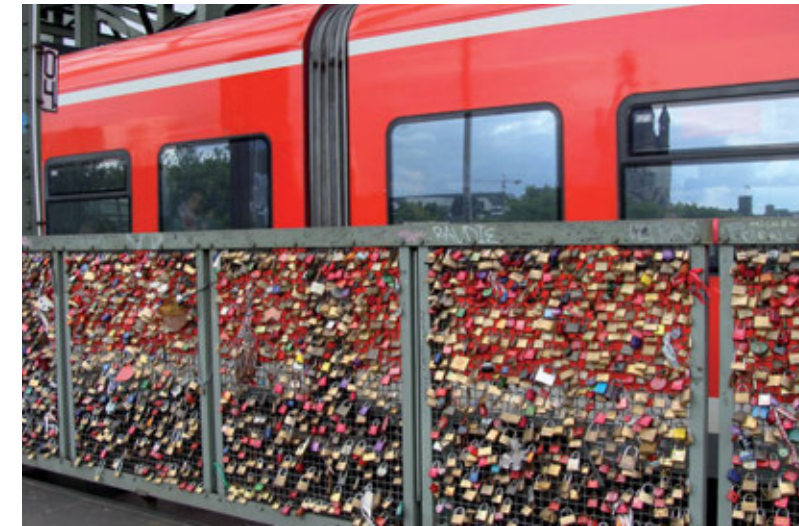
»Elefanten baden, Fische nicht.«

»Eindruck mache ich meinem Kopfkissen.«

29. Mai

Abends im Agnesviertel. Lange Tafel. Nach Spargel mit Kalbsbries und Morcheln kommt das Gespräch auf die Liebe. Und die Ehe in den Zeiten ihrer verkürzten Haltbarkeit, unter besonderer Berücksichtigung der Urninge. Den Anlass liefern I. und N., die im Juli Hochzeit halten wollen. Der schönste Tag des Lebens ... für N. schon der dritte. Worin eigentlich liegt die Romantik eines Verwaltungsakts? Je nun, früher folgte darauf der erste Liebesakt. Aber heute, da wir schon seit Jahren zusammenwohnen, sogar mitunter bereits gemeinsame Kinder haben, fragt man sich doch, was die Leute dazu bringt, einen vermeintlich beliebigen Tag im Kalenderjahr zu bestimmen, diesem Termin in unbändiger Vorfreude entgegenzufiebern, um sich dann endlich ins romantische Märchenland zu katapultieren (es sind übrigens nicht selten just jene, die zu Karneval angeblich nicht auf Kommando lustig sein können). Sie sagen: Wir wollen unsere Verbindung vor allen bekennen – oder, wie es neuerdings heißt, ein Commitment eingehen. Ist es nicht das Wesen der Liebe, Form – und mithin Ordnung – zu überschreiten und folglich derlei Konventionen obsolet zu machen? Könnte es sein, dass mit dieser Ordnung sich der Wunsch nach Sicherheit verbindet? Der möglicherweise seinerseits einer Verunsicherung des romantischen Gefühls entspringt. Und die Verbindlichkeit? Schützt eine Unterschrift – und ein einzigartiges Fest, das wir selbstredend gerne mitfeiern – vor Unverbindlichkeit? Und davon abgesehen, was ist eine Liebe wert, die der formalen Versicherung bedarf? Kurzum: Ist der Treueschwur nicht ein Verrat an der Liebe? – Martin, dem diese kurzweilige Kontroverse sichtlich Freude bereitet hat: »Erstaunlich, wie häufig wir doch Meinungen artikulieren und wie selten uns das intellektuelle Vergnügen zuteilwird, sie auch zu begründen.« (Ja, mein kleiner Bruder redet bisweilen wie gedruckt.)

Und was, wenn der Eherring das Amulett des Schürzenjägers wäre?



30. Mai

Die KVB tauscht neunhundert Fahrkartenautomaten aus. Dass die neuen keine Geldscheine annehmen, ist, so die Verkehrsbetriebe, »eine bewusst strategische Entscheidung«. Um welche Strategie es sich hierbei handeln soll, wird uns freilich verschwiegen. – So gesehen also schon zwei Argumente fürs Schwarzfahren.



# JUNI

## 2. Juni, Christi Himmelfahrt

Gestern Abend mit Martin zu einer genealogischen Lehrstunde nach Merten ins Vorgebirge. Auf dem Dorffriedhof am Grab von Böll salutiert und weiter zur Familiengruft. Einmal mehr vergegenwärtigen wir uns, wie weit die Generationenfolge zurückreicht. Eigentlich doch bis zu den ersten Primaten. Und genau genommen sogar darüber hinaus.

Dann fahren wir hinunter zur Villa Calville. Und sitzen mit Giny und Elmar, dem Bruder unserer Mutter, im Pavillon unter der Sequoia, jenem weithin sichtbaren kalifornischen Mammutbaum, gepflanzt 1896 von unserem Urgroßvater, Otto Schmitz-Hübsch. Er hatte damals in halb Deutschland, in Belgien und Frankreich nach dem idealen Stück Land Ausschau gehalten: »Nach langem Suchen und vielen vergeblichen Reisen, zu denen mich etwa zwanzig Güteragenten, die ich in Bewegung gesetzt hatte, verleiteten, von der Rheinprovinz an über Hessen, die Pfalz und Baden, fand ich endlich das gesuchte Terrain.« Hier, in Merten, legte Otto die erste Obstplantage in Deutschland an und wurde zum pomologischen Pionier. Zweifellos hielten ihn alle in der Familie, durch die Bank niederrheinische Rinder- und Getreidebauern, für völlig meschugge. Tatsächlich jedoch wurden seine edlen Früchte bis nach London verkauft und einige Kisten sind wohl auch mit der Titanic untergegangen. Später entdeckte er den Roten Boskoop, unseren Apfelkuchenapfel, und entwickelte die heute übliche rebstockartige Baumform. Die Unterlagen dazu »besorgte mir der Pépiniériste Coulombier in Vitry sur Seine, der sie von kleinen Züchtern in Vororten von Paris auf Wochenmärkten einkaufte.« – All dies berichtet Otto im sogenannten Silbernen Buch, das Elmar inzwischen mit einer weiteren Flasche Brunello aus dem Haus geholt hat. Diese Familienchronik, ein in Leder gebundener Foliant mit silbernen Beschlägen, geht zurück auf unseren Urururgroßvater, Johann Anton Schmitz, den Wilhelm Eins nach der Beförderung zum Landesöko-

nomierat mit dem Namen des familieneigenen Ritterguts adelte: Hübsch. Elmar stößt uns auf eine Stelle im Silbernen Buch, wo Johann Anton wiederum seinen Großvater zitiert: »Es war im Jahre 1762 oder 1764, als der Pater Alexius aus dem Kloster Kaiserswerth zu uns kam und aus seinem Leinenbeutel einige Kartoffeln hervorholte mit den Worten: Hier, Johannes, bringe ich Euch ein neues Gewächs, das versucht einmal.« Worauf der alte Schmitz erwidert haben soll: »Aus der neuen Welt ist uns noch nichts Gutes zugekommen.«

Otto Schmitz-Hübsch, 1938



Nun ist es an Onkel Elmar, die Familiengeschichte fortzuschreiben. Und irgendwann an seinem Sohn. Und seinem Enkel ... Ob sich die lange Generationenfolge der Vergangenheit ebenso weit in die Zukunft fortsetzen wird? Oder hat, bei näherer Betrachtung, nicht auch das Diktum Eduard Graf von Keyserlings etwas für sich: »Aussterben ist vornehm.«

3. Juni

Im Kino gewesen. Wieder nicht geweint.

4. Juni

Als Treffpunkt war der »Wanderparkplatz« angegeben, gegenüber der Endhaltestelle der Linie 9. Und tatsächlich, der Veranstalter hatte auf seiner Webseite nicht zu viel versprochen: »Der NABU Köln bewegt sich.« Unter fachkundiger Führung geht es auf Exkursion durch den Königsforst, mit rund dreißig Teilnehmern, vornehmlich ökologisch aufgeklärtes Bürgertum (»Die Spätblühende Traubenkirsche, *Prunus serotina*, nicht zu verwechseln mit der kleinwüchsigeren *Prunus padus* ...«). Im heiter durchzwischerten Wald ist es angenehm kühl, die langen Wegschneisen kreuzen planmäßig. Ursprünglich Krongut der Frankenkönige – siehe »Frankenforst« –, war die Kirche über Jahrhunderte Eigentümerin des Königsforsts. Die Jagdrechte indes hielten die Grafen und späteren Herzöge von Berg. Nach dem Bau ihres neuen Jagdschlusses in Bensberg, noch unter Jan Wellem, scheint die Bergischen Landesherrn der Geist von Hubertus allerdings verlassen zu haben. Jedenfalls wurde das Rotwild zur Plage, sodass man anno 1790 zur großen Hirschhatz blies; der Überlieferung nach sind dabei sage und schreibe 4 000 Tiere erlegt worden. Das Gros hat man angeblich an die armen Bauern verteilt. Daher auch das »Bensberger Hirschfest«, das die Schützengilde Jan Wellem heute noch feiert, mit freundlicher Unterstützung der Großen Bensberger Karnevalsgesellschaft von 1968. Nachdem in napoleonischer Zeit die Laubholzbestände, zum Nutzen Frankreichs, ratzekahl gerodet worden waren, haben die Preußen das Nadelholz hochgezogen. In den aufgeforsteten Arealen erkennt selbst der botanisch weniger Kundige: »Wo Fichte war, soll Buche werden.« Schließlich erfahren wir auch Näheres über »das

Jahrhundertprojekt des regionalen Naturschutzes«: die achtzig Meter breite »grüne Brücke«, die über die A 3 gespannt wird; auf dass zusammenwächst, was der Fortschritt einst zerschnitten hat: Königsforst und Wahner Heide. Also werden Rot- und Schwarzwild demnächst über die Brücke ziehen, ebenso wie Fuchs und Marder, Zauneidechse, Blindschleiche und Ringelnatter. Zurück am Parkplatz, stellen wir die Frage: Wie wird es hier aussehen, wenn sich das Klima in fünfzig Jahren um zwei Grad erwärmen wird? »Dann hätten viele Bäume im Königsforst keinerlei Lebenschancen mehr«, sagt der Nabu-Ranger.

Den Namen der KVB-Haltestellen wohnt zuweilen mehr Poesie inne, als Orpheus je herunterleiern könnte: Lindenburg, Gottesweg, Mauspfad, Rosenhügel, Fordwerke Süd, Fordwerke Mitte, Fordwerke Nord, Autobahn ... So viele lyrische Granaten. Und, nicht zu vergessen, Melaten.

6. Juni

Als ich das Hauptgebäude der Kölner Uni betrete, bin ich sprachlos. Der Andrang ist so gewaltig, dass schon unten an der Treppe kein Durchkommen mehr ist. »Sind die alle wegen Lady Gaga hier?«, ruft ein Witzbold. Tatsächlich ist es Noam Chomsky, der als diesjähriger Albertus-Magnus-Professor über die Frage doziert »Language and Other Cognitive Systems: What Is Special about Language?« Die Vorstellung, dass unserem Spracherwerb ein angeborenes Regelwerk zugrunde liegt, nach dem ausnahmslos alle Sprachen der Welt funktionieren, ist doch faszinierend. Allein, sagt Chomsky, die Sprache bleibt ein Mysterium. Wir wissen fast nichts über sie; weder, was sie im Innersten zusammenhält, noch, wie es menschenmöglich ist, aus begrenzten Mitteln eine unendliche Vielfalt von Äußerungen zu gene-

rieren. – Ich glaube, Albert der Große hätte an dieser Performance seine Freude gehabt. Und Marshall McLuhan erst!

Der im Trubel einer Nachtbar forcierte Nikotingenuss: Surrogat für die Befriedigung, die wohl winkt, aber nicht kommt.

7. Juni

Reiseplanung für den Sommer. G. war noch nie in Transsilvanien. Ich leiste harte Überzeugungsarbeit und winke mit dem Prospekt vom rumänischen Fremdenverkehrsamt. G. liest vor:

Piatra Craiului National Park

Spezialisierte Ausflüge, Pflanzen und Tiere

1. Ausflüge in die Welt der Pflanzen: Referenzpunkt die Urwälder
2. Bemerkung der Bären.
3. Reise in das Königreich der Gemsen
4. Zuschauer zu den Hirschen
5. Bemerkung der Vögel auf Routen ...



»Ich sag doch: einzigartiges Land!« – »Soll ich weiter? Hier kommt noch was zum Ankreuzen: »Sie sind die Fachleute, errichten Ihr Selbst das Tourismusprogramm, füllen Ihre Wahlen in der Tabelle und lassen uns die Reservierung bilden.«

Vier von fünf Hundehaltern machen ihrem Liebling Geburtstagsgeschenke. Jeder vierte nimmt ihn abends mit ins Bett. Die emotionale Bindung ans Tier scheint sich proportional umgekehrt zu den sozialen Bindungen zu entwickeln.

9. Juni

Ist es nicht eine Freundlichkeit der Schöpfung, dass wir einen Charakter – meist inklusive seiner geistigen Gaben – in aller Regel an den Gesichtszügen unserer Artgenossen ablesen können?

Komme gerade von Frau Miebach. Nachdem ich ihr wie jeden Monat den Kasten Reissdorf-Kölsch vom Büdchen hochgetragen habe, lädt sie mich zum obligatorischen Stück Kuchen ein. Und irgendwie kommt sie irgendwann wieder auf den Krieg zu sprechen. Vor allem eine der vielen Bombennächte scheint sich tief in ihr Gedächtnis gegraben zu haben. Lebhaft erzählt sie davon, wie sie damals mit ihrer Mutter, den beiden Brüdern und den übrigen Hausbewohnern hinunter in den Keller eilte. Dort hörten sie die Motoren der anfliegenden Maschinen und das Donnern der Flakgeschütze, die am Aachener Weiher standen. Dann begann das Inferno. Das Schrecklichste war das Heulen der abgeworfenen Bomben, von denen man nicht wusste, wo sie einschlagen würden. Bei jeder Detonation bebte das Gewölbe und die Menschen, in Todesangst, klammerten sich aneinander. In jener Nacht, so berichtet Frau Miebach, habe sie ihre Mutter zum ersten und zum letzten Mal weinen sehen. – Am nächsten Morgen machen sich beide auf zum Duffesbach, um nach den Großeltern zu sehen. Überall steigt Rauch aus den Trümmern auf, immer wieder versperren Schutt und Bombentrichter den Weg. Und in den Straßen liegen Leichen, teils verstümmelt, teils verkohlt. Der beißende Geruch verbrannter Körper mischt sich mit Phosphorgestank. Und ich, beim Stochern im Rhabar-

berstreusel, fühle mich beinahe ertappt in meiner Unbekümmertheit, als sie wie nebenbei sagt: »Künne Se sich dat vürstelle?«

Mit dem Essay komme ich nicht voran. Surfe im Netz, laufe durch die Stadt, hänge am Telefon. Und abends der Aschenbecher angefüllt mit Kippen. Was vom Tage übrig blieb.

10. Juni

**Von:** Dirk Kутtenkeuler

**Gesendet:** 10.06.2011 00:09:13

**An:** Michael Kohtes@...

**Betreff:** Sambia-Report

Liebe Freunde,

da ich bis vorgestern fast 3 Wochen Besuch hatte, war an weitere Expeditionsberichte nicht zu denken. (...) Hier nun aber noch eine Beobachtung der beklemmenden Sorte. Bei der Eröffnung eines Weinlokals vor einigen Tagen bemerkte ich nämlich viele Serben im Lokal (so wie sich generell auffallend viele Serben in Lusaka aufhalten). Der eine dann ganz ungeniert auf meine Frage, was ihn hierher führte: „Ich stehe auf der Liste der Kriegsverbrecher!“ Tja, auch das ist natürlich ein Motiv für eine Afrikareise. (...) Zum Job: Wie erhofft darf ich mich für den Rest meines Aufenthalts ausschließlich mit Agrarwirtschaft beschäftigen. Konkret geht es um Speicherhäuser, in denen Kleinbauern ihre Ernte lagern können und dafür ein Zertifikat bekommen, das sie für einen Kredit bei der Bank als Sicherheit hinterlegen können. Weshalb? Weil viele Bauern nur ein einziges Mal im Jahr Geld einnehmen, nämlich beim Verkauf ihrer Ernte. Wenn aber nun *alle* Bauern gleichzeitig ihre Produkte auf den Markt werfen, geht der Preis für Getreide natürlich

in den Keller. Besser also: die Kleinbauern können ihre Ernte erst mal zwischenlagern und später verkaufen. Dadurch erzielen sie bis zu 20, manchmal sogar 30% mehr Gewinn. (...) Als letztes sei noch kurz erwähnt, dass Elvis, mein Taxifahrer, die 400 USD für die Reparatur seines Motorschadens dadurch auftreiben will, dass er eine Kuh seines Bruders im 600 Km entfernten Luzundi verkauft. Ich habe ihm Glück gewünscht. (...)

So viel von der Südhalbkugel. Ahoi!

Kutti

Norbert lädt ein zur Festivaleröffnung. – Norbert alias Nobbi oder auch Cool O. In seinem ersten Auto, einem spinatgrünen VW Variant, fahren wir ganze Nachmittage in der Gegend herum, um unsere Soul- und Funk-Kassetten mal richtig aufzudrehen. (Und natürlich die Zappa-Tapes: »Broken Hearts Are for Assholes«.) An den Wochenenden marodierten wir zwischen Wipperfürth (Meddle), Bensberg (Die Villa) und Hamm an der Sieg (Morgens um 7). Bei der Rückfahrt von dort beliebte Norbert auf dem steilen, meist nebligen Stück hinunter ins Bröltal – vor der großen Kreuzung – das Gaspedal durchzutreten und auszurufen: »Russisch Roulette!« – Durchaus bewusst erlebten wir schon seinerzeit die Reize sowohl des Ländlichen wie auch der Stadt. Nicht ungewöhnlich, dass wir im Sommer, vom Gypsies am Hohenzollernring kommend, noch den Remshagener Baggersee ansteuerten – gern mit einem Zwischenstopp auf dem heuduftenden »K-Hügel«, wie wir unseren heiligen Drogenberg nannten. Und mit ein paar Mädels auf der Rückbank. (Stets in der Gewissheit, dass keine von ihnen den Bikini dabei hat.) Oder die am offenen Feuer zelebrierten Partys in der Ruine des Erzbergwerks am Bliesenbach, wo die Cliques und Stämme ein-, zweimal im Jahr zum großen Powwow zusammenfanden. Und natürlich die Samstagabende in Amsterdam, wo man im Melkweg mitunter die halbe Szene aus dem Bergischen traf. (Ja, wir haben dem

Automobil, und zumal diesem verbeulten Variant, viel zu verdanken. Aber auch damals gab es schon Probleme: Hacki und Shitbender fuhren einmal unverrichteterdinge zurück nach Overath, weil sie rund um den Leidseplein keinen Parkplatz kriegten ...) – Pfingsten zelteten wir mit Nobbi und den anderen, allesamt zwischen Schule, Lehre und Forschung, im wilden Naafbachtal. Hauptantrieb für unsere Exkursion war es, Dinge zu tun, die man zu Hause nicht tun konnte. Oder zumindest nicht, ohne damit Diskussionen grundsätzlicher Natur mit weiteren Familienangehörigen zu riskieren. Wie unbehelligt hingegen ließen sich in der Hängematte am Ufer der Naaf die Freuden des süßen Vogels Jugend genießen. Mit Stirnband und Hemd bis zum Knie. Und den ausgelatschten Converse auf den Stoßfängern unserer Ente. Wir lagerten unterhalb von Hausdorp auf dem kleinen Plateau, das als Einziges daran erinnerte, dass hier einstmals ein Kotten gestanden hatte. Dieser war bereits dem geplanten Stausee gewichen, der die Trinkwasserversorgung Kölns sicherstellen sollte. (Die damals gegründete Bürgerinitiative zur Rettung des Tals zählte zu den ersten ihrer Art.) So verbrachten wir das Pfingstwochenende mit Tagträumen, Musikhören und Philosophieren. Und nachts lagen wir kiffend in den Wäldern. Als wir dann anfangen, darüber nachzudenken, was das Leben mit uns vorhatte, war unsere Jugend vorbei. – Norbert managt heute die c/o pop. Und das Naafbachtal steht unter Naturschutz.

Bei Hacki läuft nur der AB: »... zwitschern Sie nach dem Piepton!«

Zum Sonnenuntergang mit meiner Co-Pilotin auf dem Balkon. Plötzlich ein aufdringlich knurrendes Motorengeräusch. Doch nicht von der Straße – sondern von oben. Im zartvioletten Himmel schwebt ein Zeppelin. Dicker als man dachte. Und lauter. – Bei seinem ersten Besuch in Köln am 5. August 1909, als Graf Zeppelin mit seinem LZ 2, von Frankfurt kommend, zweimal um den Dom kreiste und schließlich den Reichsluftschiffhafen Bickendorf ansteuerte, war die Stadt fest-

lich geflaggt, und die Bewohner standen spähend und winkend auf den Dächern ihrer Häuser. Glücklicherweise gelandet, nahm der Graf in einem Haus am Ende der Kamekestraße Quartier, jener Straße, in der ich zwölf Jahre lebte. Allerdings mit weniger Auftrieb.



14./15. Juni, Berlin

Morgens im startenden Flieger blicke ich hinunter auf den Rhein, der sich wie ein silbergrau geschuppter Python durchs Land windet.

In Berlin, auf dem Weg zum Verlag, noch ein Mitbringsel für den Lektor besorgt:

